

Programmbereich Kultur / Kunst und Kulturjournalismus  
Redaktion: Ulrich Kühn

**NDRkultur**

Sendung am: 16.07.2022  
13.05 – 13.15 Uhr

**GEDANKEN ZUR ZEIT**

**Almosen in einem reichen Land**

**Warum Armutsbekämpfung mehr braucht als Barmherzigkeit**

Von Beatrix Novy

**GEDANKEN  
ZUR ZEIT**

*(Eine Wiederholung der Sendung vom 19.02.2017)*

*sonnabends*

13.05 – 13.15 Uhr

Spr.: An- und Abmoderation: Ulrich Kühn  
Manuskript und Sprechen: Beatrix Novy

**Telefon:  
0511 / 988-2321**

**Zur Verfügung gestellt vom NDR**

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

## **Anmoderation:**

Vor gut zwei Wochen hat der Paritätische Wohlfahrtsverband seinen aktuellen Armutsbericht veröffentlicht. Demnach hat die Armutsquote in Deutschland 2021, im zweiten Jahr der Corona-Pandemie, mit 16,6 Prozent „einen traurigen neuen Höchststand erreicht“. 13,8 Millionen Menschen müssen laut dem Bericht in Deutschland „zu den Armen gerechnet werden“. Kaum waren die Zahlen veröffentlicht, entwickelte sich eine Diskussion mit empörten Stellungnahmen. In den letzten Tagen hat diese Debatte erneut Fahrt aufgenommen und sich noch einmal verschärft. Denn, so schrieb die „Süddeutsche Zeitung“: Die Behauptung vom „traurigen Höchststand“ erweise sich als „höchst fragwürdig“. Dahinter steht ein Streit um die Frage, was überhaupt Arm-Sein in Deutschland bedeutet, ob unser Sozialstaat funktioniert und ob er Vertrauen verdient. Jenseits dieser Auseinandersetzung darüber, wer als arm zu gelten hat oder nicht, begegnen wir allerdings einer Realität, die alle vor Augen haben: Es *gibt* manifeste Armut in diesem an sich reichen Land. Darüber hat Beatrix Novy 2017 für die „Gedanken zur Zeit“ nachgedacht. Fünf Jahre sind seitdem vergangen – und man kann sich schon fragen, ob sich in dieser Zeit vieles zum Positiven gewendet hat:

## **Beitrag:**

Der Mann liegt auf den Knien. Gesicht am Boden, eine Hand nach vorn ausgestreckt, die Handfläche offen: Bitte um eine milde Gabe. Stundenlang so auf dem harten Straßenpflaster zu verharren, ist keine Kleinigkeit. Der Mann tut also etwas fürs Geld. Wenn er trotzdem lange warten muss, bis ein Euro reinkommt, liegt es vielleicht daran, dass ein derart archaischer Anblick in der Fußgängerzone nicht gut ankommt. Hier werden Gefühle herausgefordert, Gefühle, die tief im Erdreich der westeuropäisch sozialisierten Psyche wurzeln. Obwohl man die eigenen komfortablen Verhältnisse gar nicht selbst erkämpft hat: Demutsgebärden, uns ehemaligen Untertanen über Jahrhunderte der Aufklärung mühselig aberzogen, als Import aus Osteuropa wiederzusehen, hat etwas Kränkendes. Es fällt folglich schwer, das Theatralische der Darbietung als Leistung zu honorieren.

Ohnedies ist die Konkurrenz des hingestreckten Bettlers vielfältig, und sie ist gesprächiger. In Großstädten liegt manchmal die Ansprachefrequenz so hoch, dass der kleine Vorrat von Ein-Eurostücken, zu diesem Zweck in der Manteltasche gebunkert, schon vormittags weg ist. Eingesteckt für den persönlich bekannten Obdachlosen mit der Adresse unter der S-Bahn-Brücke oder für die einsam ihrem Bettlergewerbe nachgehende Roma-Großmutter, irgendwer ist immer dabei, an dem man die eigene unverdiente Fortune ein bisschen abgelten möchte.

Betteln, die Schauseite der besonders krassen Armut, ist ins städtische Straßenbild der Wohlstandsgesellschaften hineingewachsen. Wer hätte sich das in den Jahrzehnten des Wirtschaftswunders träumen lassen, mit ihren nie dagewesenen ökonomischen und sozialpolitischen Errungenschaften, im „Vollkasko-Staat“, - nur eine von vielen Bezeichnungen, mit denen er später diskreditiert wurde? Der dreizehnte und vierzehnte Gehälter lieferte sowie regelmäßige Tariferhöhungen, Festanstellung von der Schule weg, großzügige Förderungen, lange und zugegeben sinnlose Kuraufenthalte, Beihilfe-Erstattungen, die die geleisteten Krankenkosten manchmal überstiegen. Ja, wirklich, das gab es alles. Für die Jugend standen die Türen zur Zukunft weit offen, bevor sie dann der nächsten Generation vor der Nase zugeschlagen wurden. Und Menschen, die andere auf der Straße um Geld baten, liefen kaum herum. Wahrscheinlich, weil es sie kaum gab. Beziehungsweise: Es gab sie, wie wir heute wissen, aber - damals noch - woanders. Das Volk der Reiseweltmeister sammelte solche Erfahrungen vorerst nur als Touristen, vom italienischen Süden bis zu den fernen Ländern der damals noch so genannten Dritten Welt. Nachdrücklicher war der Schock, den deutsche USA-Urlauber sich holen konnten: beim ungemütlichen Anblick der vielen Obdachlosen in amerikanischen Großstädten; bei der täglichen Begegnung mit Leuten, die mitten in der weltgrößten Überflussgesellschaft in Pappschachteln lebten und einem ihren Pappbecher hinhielten. Da empfand mancher einen gewissen Stolz auf den Sozialstaat daheim.

Natürlich, auch die alte Bundesrepublik kannte längst die schnorrenden Punks, die nette Hunde vorschickten und bei näherer Bekanntschaft oft die traurigen Geschichten ihrer unerfüllten Kindheitsbedürfnisse erzählten. Ins Sichtfeld rückten auch die einst eher dezent vertretenen Obdachlosen. Das war nicht mehr die stabile Zahl der aus der Bahn Geworfenen

mittleren Alters, der Unangepassten, Getriebenen, an sich selbst Gescheiterten, denen so schwer zu helfen ist. Jetzt gehören sie alle längst dazu, die regelmäßigen U-Bahn Begleiter, die einen schönen Tag wünschen, die Zeitungsverkäufer jeden Alters, die noch lieber eine kleine Spende hätten und Globalisierungsprobleme auf kleinstem Niveau austragen: Osteuropäische Hereingeschneite im Konflikt mit Stammverkäufern.

Und: verstörend, die Leute wie du und ich, die in die beinahe glaubwürdige Geschichte ihrer Missgeschicke die Bitte um jene Summe einflechten, die ihnen jetzt gerade aus der Patsche helfen würde. Wie viele sind es wohl, die es nicht zum Sozialamt schaffen, aber die Schamschwelle zum Schnorren überwinden? „Schöner ist es“, sinniert der erfahrene Caritas-Mitarbeiter, „wenn Menschen von sozialen Leistungen leben oder sogar Tätigkeiten ausüben können, die einen höheren sozialen Status haben“. Ja, das würde wohl jeder unterschreiben.

Offene Armut als soziale Konstante schien zumindest in Westeuropa abgeschafft, nachdem sie bis weit in die Neuzeit hinein eine ganz normale Geißel der Menschheit gewesen war. Als im 18. Jahrhundert über das Heer der Elenden, ihre Rolle im Staat und über Fürsorge und Arbeitshäuser nachgedacht wurde, ging es nicht einmal allen utilitaristischen Theoretikern der Armut um ihre Abschaffung. Dieser Traum wurde mit der industriellen Revolution und den sozialen Bewegungen zum Kernthema des 19. Jahrhunderts. Wie sehr die soziale Frage das Denken beherrschte und ein Bewusstsein von Ungleichheit formte, zeigen nicht nur die Romane von Charles Dickens oder Emile Zola. Schilderungen von nackter oder verschämter Armut waren stetes Sujet, auch der Trivialliteratur: Die Witwe, die sich die Finger wundnäht, gleichgültig malträtiiert von geizigen Bourgeois, weckte das Mitleid, das im Roman einen Wohltäter auf den Plan ruft.

Aber Mitleid, das nicht zu Empörung und Veränderung führt, konnte die Arbeiterbewegung schon damals nicht wollen. Denn wer braucht fürs nackte Überleben noch Mitleid in einer Gesellschaft, in der es ums Überleben nicht mehr geht, weil sie hart erkämpfte, haltbare Systeme der sozialen Sicherung ihr eigen nennt? Also im Sozialstaat.

Und heute? Auf die Gefahr, dass bestimmte Formen der Wohltätigkeit zum Ersatz für Rechtsansprüche werden könnten, weist seit kurzem der paradoxe Begriff der Mitleidsökonomie hin. Er entstand in einem Forschungsprojekt der Ruhrgebiet-

Universitäten Dortmund und Duisburg-Essen zur wachsenden Zahl wohltätiger Initiativen, allen voran die populären Tafeln. Wer nicht selbst schon für die Tafel übriggebliebene Lebensmittel aus Großbäckereien oder Supermärkten abgeholt hat, kennt bestimmt jemanden, der es tut. Den Erfolg der Idee belegen ihre vielen Helfer. Wo sonst kann man bei der Beseitigung von gleich zwei unerträglichen Zuständen mittun: hier skandalöse Not mitten im Überfluss, dort permanente Lebensmittelvernichtung. Wenige Konzepte ehrenamtlicher Tätigkeit sind so einleuchtend; und allein die drängenden Entsorgungsprobleme in Küche und Keller unzähliger Haushalte versprechen ja im Charity-Bereich jederzeit Erfolgserlebnisse. Der Haken, den die Wissenschaftler des Forschungsprojekts an den Tafeln und anderen Initiativen gefunden haben, liegt zunächst schon in der erstaunlichen Menge der Projekte. In fünf Bundesländern fanden sie rund 6000, betreut von über 1400 Organisationen. Die Wortschöpfung „Mitleidsökonomie“ beruht unter anderem darauf, dass Markt und Staat im Wohltätigkeitssektor durchaus eine Rolle spielen. Neben den ehrenamtlichen Helfern kommen in vielen Fällen fest angestellte Mitarbeiter, etwa über Wohlfahrtsverbände hinzu, so wie nicht unerhebliche staatliche Förderung zu den Spendeneinnahmen. So erheblich, dass der Leiter der Studie resümierte: 90 % der mitleidsökonomischen Angebote seien „mit den sozialstaatlich verfassten sozialen Dienstleistungen eng verzahnt“. Daran knüpfen die Wissenschaftler ihre Grundsatzkritik. Sie fürchten den Gewöhnungseffekt, wenn an die Stelle des Rechtsanspruchs wieder im großen Stil das Almosen tritt. Ein gut funktionierender Verteilungs-Sektor verleitet zur mentalen Verstetigung, zur Akzeptanz der Verhältnisse. Die notorisch überforderte Kommune, die ihre Aufgaben vor-erfüllt sieht, setzt vielleicht nicht mehr alles daran, sie selbst zu übernehmen. Armut wird normal, der historisch überwundene Zustand, der die Bedürftigen unsicheren Gnadenerweisen aussetzt, kehrt zurück.

Die Freiwilligen an der Front, in den Essensausgaben und Kleiderkammern, können mit der Kritik aus dem Elfenbeinturm wenig anfangen. Sie wollen die Dinge ja eben nicht laufen lassen, sie setzen sich nicht bei Charity-Galas in Szene, sie tun etwas. Sie dürfen also fragen, ob Bürgersinn und Solidarität nicht ein Wert an sich sind. Oder was gegen staatlich subventionierte Jobs in ehrenamtlichen Initiativen spricht. Ob die Verteilung überschüssiger Lebensmittel nicht schon deshalb sinnvoll ist, weil Gesetze sie nicht regeln

und Behörden sie nicht leisten könnten. Und ob die Abhängigkeit von freiwilliger Initiative ärger ist als die von einem unwilligen Sachbearbeiter. Eine Gesellschaft, der die Arbeit ausgeht, kann vielleicht nicht so wählerisch sein, wenn es darum geht, die Folgen zu lindern.

Trotzdem sollten gerade die Engagierten die Gewöhnungsgefahr ernst nehmen, die in einem weitgespannten System der Mildtätigkeit steckt. Seit dem letzten Jahr regt sich in vielen Teilen der Gesellschaft eine Politisierung, wie es sie lange nicht gab. Vor der Übermacht der Begriffe Deregulierung, Automatisierung, Globalisierung nicht zu kapitulieren, heißt über das Helfen hinausdenken und -fordern. Man könnte dann, nur ein Beispiel, bei der Grundsicherung landen. Armut nicht zu akzeptieren, ist Selbstschutz. Dass Ungleichheit im Vergleich der Nationen abnimmt, ist erfreulich, dass sie innergesellschaftlich wächst, ist eine Bedrohung. Das wusste schon George Bernard Shaw. „Mit der Ausbreitung der Armut nimmt der Wohlstand stetig ab“, hat er gesagt. „Nur die Vermögen wachsen an, aber das ist etwas ganz anderes.“

*Eine Wiederholung der Sendung vom 19.02.2017*